

(Nachdruck verboten.)

83]

Arbeit.

Roman in drei Büchern von Emile Zola. Aus dem Französischen
übersetzt von Leopold Rosenzweig.

„Aber,“ warf Jordan ein, „die Verwirklichung des Fourierschen Systems wäre noch nicht die Vernichtung des Lohnverhältnisses. Selbst bei den Kollektivistern ändert es kaum mehr als den Namen. Man müßte bis zur Anarchie gehen, um es ganz zu beseitigen.“

Lucas mußte das zugeben. Und er nahm die Gelegenheit wahr, um eine Prüfung seines Gewissens anzustellen. Die Theorien des Kollektivisten Bonnaire, die Zukunftsbilder des Anarchisten Lange erwachten in seiner Erinnerung. Die Disputationen des Abbés Marle, des Lehrers Hermeline und des Doktors Novarre klangen ihm wieder in die Ohren, setzten sich fort ins Unendliche. Es war ein ewiges Chaos gegensätzlicher Meinungen; und nicht minder wurden ihm die Einwendungen lebendig, welche die Vorläufer, die Saint-Simon, Auguste Comte, Proudhon gegeneinander erhoben hatten. Warum hielt er sich gerade an das System Fouriers unter so vielen andern? Er kannte wohl einige erfolgreiche Verwirklichungen, aber er war sich nicht minder der Langwierigkeit der Versuche, der Schwierigkeit der Erfolge bewußt. Vielleicht weil er einen tiefwurzelnden Widerwillen gegen gewalttätige Revolutionen empfand, weil er seinen wissenschaftlichen Glauben auf die ununterbrochene Evolution setzte, die die Ewigkeit vor sich hat, um ihre Aufgabe zu erfüllen. Die vollständige und plötzliche Aufhebung des Eigentums, die er übrigens für undurchführbar hielt, konnte nicht ins Werk gesetzt werden ohne schreckliche Katastrophen, deren schlimmste Folge wäre, daß noch mehr Elend und Leiden entstehen würden. War es daher nicht das Beste, die Gelegenheit zu ergreifen, die sich ihm bot, um ein praktisches Experiment zu machen, einen schöpferischen Versuch, dem sein ganzes Wesen entgegenstrebe, der seiner angeborenen Herzengüte, seinem Glauben an die Gutheit der Menschen, seiner warmen Liebe und seinem innigen Mitgefühl für die Unglücklichen so hohe Befriedigung versprach? Er war hingerissen von Begeisterung und Heldenmut, durchglüht von Zuversicht und freudiger Gewißheit, daß er den Erfolg erringen werde. Und wenn auch die Anwendung des Fourierschen Systems die Lohnarbeit noch nicht beseitigte, so war es doch eine bahnbrechende Vorarbeit, die zum endlichen vollen Siege führen mußte: Vernichtung des Kapitals, Abschaffung des Handels, Ueberflüssigwerden des Geldes, das die Quelle aller Uebel ist. Der Widerstreit der sozialistischen Theorien bezieht sich nur auf die Mittel, aber alle sind einig über das zu erstrebende Ziel, alle werden sich eines Tags in dem endlich errichteten Reiche des Glücks einträchtig zusammenfinden. Und er wollte die ersten Steine zum Fundament in den Grund senken, indem er alle Menschen um sich scharte, die guten Willens sind, indem er die zerstreuten Kräfte vereinigte zum gemeinschaftlichen Werke, in der festen Ueberzeugung, daß kein besserer Anfang zum Besseren gemacht werden könne inmitten des furchtbaren Gemehls des Tages.

Jordan blieb skeptisch.

„Fourier hat geniale Ideen gehabt, das ist nicht zu bestreiten. Aber er ist nun seit mehr als sechzig Jahren tot, und wenn ihm auch noch einige beharrliche Anhänger geblieben sind, so sehe ich doch nicht, daß seine Religion im Begriffe wäre, die Welt zu erobern.“

„Der Katholizismus hat vier Jahrhunderte gebraucht, um einen Teil zu erobern,“ erwiderte Lucas lebhaft. „Und dann halte ich mich nicht in allem an Fourier, er ist für mich nur ein Weiser, der in einer Stunde genialen Sellschens eine Vision der Wahrheit gehabt hat. Er ist übrigens nicht der einzige, andre haben das System vorbereitet, und andre werden es vervollständigen. Sie werden aber nicht leugnen wollen, daß die Evolution, die heute eilig vorwärts drängt, aus weiter Ferne herkommt, und daß unser ganzes Jahrhundert eine mühevollere Zeugung

der neuen Gesellschaftsordnung war, die morgen geboren werden soll. Seit hundert Jahren wächst das Proletariat immer höher und stärker ins sociale Leben hinein, und es wird morgen Herr seines Schicksals sein, auf Grund des Befehles, das der Stärkste, der Gesündeste, der des Daseins Würdigste bestehen bleibt. Wir sind nun Zeugen des letzten Kampfes einiger Bevorrechteter, die den Reichtum genommen haben, mit der ungeheuren Menge der Arbeiter, die von den Gütern wieder Besitz ergreifen wollen, deren sie Jahrhunderte hindurch beraubt gewesen sind. Die ganze Geschichte erzählt uns nichts andres, als daß einige wenige sich der größtmöglichen Menge von Glück bemächtigen auf Kosten aller andern, und daß die leidenden Unglücklichen nicht aufgehört haben, in erbittertem Kampfe immer wieder zu versuchen, so viel Glück als möglich für sich zurückzuerobern. Seit fünfzig Jahren ist dieser Kampf zu einem erbarmungslosen geworden, und daher sehen Sie, wie die Bevorrechteten, von Furcht ergriffen, freiwillig auf einzelne ihrer Vorrechte verzichten. Die Zeit der Vollendung naht, das fühlt man an all den Konzessionen, die die Besitzer des Bodens und des Reichtums den Enterbten machen. Auf dem politischen Gebiete hat man ihnen schon viel gegeben, und man wird gezwungen sein, ihnen auch noch auf dem ökonomischen Gebiete viel zu geben. Neue Gesetze zu Gunsten der Arbeiter, wohlthätige Einrichtungen und Maßregeln, Triumphe der Arbeitervereinigungen und Gewerkschaften folgen einander und kündigen die neue Aera an. Der Kampf zwischen Arbeit und Kapital ist an einem entscheidenden Punkte angelangt, und man kann schon jetzt die Niederlage des letzteren vorhersehen. Innerhalb einer gegebenen Zeit wird das Lohnsklaventum verschwunden sein. Und daher habe ich die feste Zuversicht, daß ich siegen werde, indem ich helfe, das andre vorzubereiten, jenes andre, das an Stelle des Lohnsklaventums treten wird, die Neuordnung der Arbeit, die uns eine gerechtere Gemeinschaft, eine höhere Civilisation bringen wird.“

Er strahlte von Zuversicht, Hoffnung und Menschenliebe. Er zeigte, wie die im Laufe der Zeiten immer noch vermehrten Reichtümer heute in den Händen einiger weniger sind, alle die Landgüter, die Häuser, die Fabriken, die Minen mit ihren Schätzen an Kohle und Metallen, die Gewinnne an der Güterbeförderung, die Kanäle, die Eisenbahnen, endlich die Renten, das Gold und das Silber, alle die Milliarden, die in den Banken cirkulieren, kurz, alle Güter dieser Erde, alles, was den unermesslichen Besitz der Menschen ausmacht. Und war es nicht eine Abscheulichkeit, daß so viel Reichtümer nichts andres bewirkten, als das entsetzliche Elend der weitaus meisten? Schrie das nicht nach Gerechtigkeit, sah man nicht die unabwiesbare Notwendigkeit ein, zu einer neuen Teilung zu schreiten? Die furchtbare Ungerechtigkeit, daß auf der einen Seite die Trägheit in Ueberfluß schwelgt, während auf der andern die rastlose, qualvolle Arbeit in Elend vergeht, hat aus dem Menschen einen reißenden Wolf für den andern Menschen gemacht. Anstatt sich zu vereinigen, um die Kräfte der Natur zu besiegen und zu zähmen, zerfleischen die Menschen einander, die barbarische sociale Ordnung stößt sie in den Haß, in die Verirrung, in die Tollheit, läßt das Kind und den Greis schutzlos und verlassen, erdrückt das Weib, macht sie zum Lasttier oder zum käuflichen Genußgegenstand. Der Arbeiter selbst, durch das Beispiel der allgemeinen Feigheit verderbt, beugt in stumpfer Ergebung sein Haupt unter das Joch der Sklaverei. Und welch unermessliche Verschwendung des Vermögens der Allgemeinheit in den Miesensummen, die man für den Krieg ausgiebt! Und all das Geld obendrein, das zwecklos in den Händen der Kaufleute blieb, parasitischen Vermittlern, deren Gewinn von der Wohlfahrt der Konsumenten erhoben wird! Aber das alles war nur das tägliche Abbröckeln einer sinnlosen, schlecht konstruierten Gesellschaft!

„Nein, nein!“ rief Lucas, „es geht zu Ende, es kann so nicht länger bleiben, wenn nicht die ganze Menschheit in einem Aufstammen allgemeiner Raserei untergehen soll. Der Pakt muß ganz erneuert werden, jeder Mensch, der geboren wird, hat ein Recht an das Leben, und die Erde ist das gemeinschaftliche Gut aller. Die Arbeitsmittel müssen allen zur Verfügung stehen, jeder muß seinen Teil am allgemeinen Werke verrichten.“

Er war so feurig, so groß, so sieghaft in seiner prophetischen Ekstase, daß Jordan voll Bewunderung sich zu Soeurette wandte und sagte:

„Sieh ihn nur an, ist er nicht schön?“

Und Soeurette, die bebend und bleich vor Erregung den Blick nicht von ihm gewandt hatte, sagte leise, wie in religiöser Verzückung:

„O, er ist schön, und er ist gut!“

„Nur, mein lieber Freund,“ sagte Jordan wieder lächelnd, „sind Sie einfach ein Anarchist von reinstem Wasser, so sehr Sie sich auch kollektivist glauben; und Sie haben recht, wenn Sie sagen, daß man mit dem Fourier'schen System anfängt und mit dem freien Menschen in der freien Kommune aufhört.“

Auch Lucas lächelte.

„Sangen wir nur erst an. Wir werden schon sehen, wohin die Konsequenz der Thatsachen uns führt.“

Jordan war wieder in Sinnen versunken und schien ihn kaum zu hören. Der in sein Laboratorium eingeschlossene Gelehrte war tief bewegt; und wenn er auch noch immer daran zweifelte, daß jemand im Stande wäre, den Schritt der Menschheit zu beschleunigen, so leugnete er doch die Nützlichkeit des Versuchs nicht mehr.

„Unwidersprechlich,“ sagte er langsam, „ist die persönliche Initiative allmächtig. Um das werdende zur Thatsache zu machen, bedarf es immer eines Menschen von Willen und Kraft.“

Ja, so war es. Lucas fand in diesen Worten das Feuer des Willens und der Zubericht, von dem er selbst durchglüht war. Er wußte selbst noch nicht, welche geistige Kapazität er für seine Aufgabe mitbringe, aber er war erfüllt von einer seit langem angesammelten Kraft, von der Empörung gegen all die jahrhundertalten Greuel, von dem glühenden Begehren, endlich Gerechtigkeit zu schaffen. Er war frei und vorurteilslos Geistes und hielt sich nur an wissenschaftlich bewiesene Thatsachen. Er war allein, er wollte allein handeln, er setzte all seine Zubericht auf die That. Er war der Mann, der voranging, und das war genug, damit erfüllt er seine Mission.

Nach einem kurzen Schweigen sagte dann Jordan mit einer Gebärde freundschaftlichen Nachgebens:

„Wie ich Ihnen sagte, habe ich Stunden des Ueberdrusses, wo ich Delaveau am liebsten den Hochofen mit samt der Mine und dem Terrain überlassen möchte, um die ganze Sache los zu sein und mich ungestört meinen Studien und Experimenten widmen zu können. So nehmen Sie sie denn, ich gebe sie lieber Ihnen, da Sie glauben, ein gutes Werk damit thun zu können. Alles, was ich von Ihnen verlange, ist, daß Sie mich vollständig befreien, daß Sie mich ruhig in meinem Winkel arbeiten und mein Werk vollenden lassen, ohne mir je wieder von diesen Dingen zu sprechen.“

Lucas sah ihn mit strahlenden Augen voll Liebe und Dankbarkeit an. Dann sagte er ohne Zögern, der Antwort sicher:

„Das ist noch nicht alles, teurer Freund, Ihr großes Herz muß noch mehr thun. Ich kann ohne Geld nichts unternehmen, ich brauche fünfmalhunderttausend Francs, um das Werk zu bauen, das ich plane, in welchem ich die Arbeit neugestalten will, welches der erste Grundstein zur Stadt der Zukunft werden soll. Ich habe die Ueberzeugung, daß ich Ihnen ein gutes Geschäft vorschlage, da Ihr Kapital an der Association teilnimmt und Ihnen einen wesentlichen Anteil am Gewinne einbringen wird.“

Jordan wollte einfallen, aber er fuhr rasch fort:

„Ja, ich weiß, Sie wollen nicht mehr reicher werden. Aber Sie müssen gleichwohl leben. Und wenn Sie mir Ihr Geld geben, so werde ich Ihre materielle Existenz sichern, so daß nichts mehr den Frieden störe, in welchem Sie an Ihrem großen Werke schaffen.“

Wieder herrschte tiefes, ernstes, bewegtes Schweigen in dem weiten Raume, in welchem schon so viel fruchtbare Arbeit der künftigen Ernte entgegenkeimte. Der zu fassende Entschluß war so trüchtig an Gebilden der Zukunft, daß die hochgestimmte Erwartung dessen, was die nächste Minute bringen sollte, von weishevoller Schauer durchbebt war.

„Sie sind eine Seele voll Entfagung und Menschenliebe,“ sagte Lucas wieder. „Haben Sie es mir nicht gestern aufs neue bewiesen? Die Erfindungen, an denen Sie arbeiten, die elektrischen Oefen, die die menschliche Anstrengung herabmindern sollen, die wollen Sie nicht zu eignem Nutzen herstellen, Sie wollen sie allen zum Geschenk machen. Ich ver-

lange jedoch nicht einmal ein Geschenk von Ihnen, nur eine brüderliche Hilfe, eine Hilfe, die es mir ermöglichen soll, die Ungerechtigkeit zu vermindern und etwas Glück zu schaffen.“

Da willigte Jordan in schlichter Weise ein.

„Gut denn, lieber Freund, Sie sollen das Geld haben, um Ihre Ideen zu verwirklichen. Und da die Wahrheit über allem steht, will ich Ihnen nicht verschweigen, daß diese Ideen in meinen Augen nach wie vor nichts andres sind als eine hochherzige Utopie, denn Sie haben mich nicht vollständig überzeugt. Entschuldigen Sie die Zweifelsucht eines Gelehrten. Aber das thut nichts, Sie sind ein wackerer Mann, versuchen Sie Ihr Werk, ich stehe bei Ihnen.“

Lucas stieß einen Ruf des Triumphes aus, ein Aufwallen dankbarer Begeisterung schien ihn von der Erde emporzuheben.

„O Dank, Dank! Ich sage Ihnen, das Werk wird entstehen, und wir werden die erhabene Freude erleben, es vollendet zu sehen!“

Soeurette hatte sich nicht gerührt, hatte kein Wort gesprochen. Aber die ganze Güte ihres Herzens war zu ihren Augen emporgestiegen und hing in schweren Thränen an ihren Wimpern. Nun erhob sie sich wie unter einem unwiderrstehlichen Zwange, ging zu Lucas hin, wortlos, heftig erregt, und küßte ihn auf die Wange, während ihr die Thränen über's Gesicht liefen. Dann warf sie sich in die Arme ihres Bruders und brach in leidenschaftliches Schluchzen aus.

Ein wenig überrascht von diesem Gebahren, fragte Jordan beunruhigt:

„Was hast Du, Schwesterchen? Du bist doch hoffentlich unserm Blau nicht entgegen? Freilich, wir hätten Dich befragen sollen. Aber noch ist es Zeit. Bist Du mit uns?“

„O ja, o ja,“ stammelte sie, unter Thränen lächelnd, mit beseligtem Ausdruck. „Ihr seid zwei Helden, und ich will Euch dienend helfen. Verfuget über mich.“

Am Abend dieses Tages, gegen elf Uhr, lehnte sich Lucas, so wie am Abend vorher, aus dem geöffneten Fenster seines Zimmers, um die frische Luft der ruhigen Nacht einzatmen. Ihm gegenüber, jenseits der steinigen, unbebauten Gänge ging Beaclair zur Ruhe und löschte eines nach dem andern seine Lichter aus, während zur Linken die Hölle mit dumpfen Hammer schlägen pochte. Wie hatte ihm der Atem des arbeitenden Riesen schwerer und leuchtender geschienen. Und wieder, wie gestern abend, hörte er ein leichtes Geräusch von der andern Seite der Straße, so schwach und leise, daß er es für das Flattern eines Nachtvogels hielt. Aber sein Herz begann stärker zu schlagen, als das Geräusch sich wiederholte, denn er erkannte nun mit einem mal die Zeichen der leisen Annäherung von gestern wieder. Und wieder sah er die schattenhafte, zarte und feine Gestalt, die auf den Spitzen der Gräser zu schweben schien. Und wieder setzte mit dem leichten Sprung eines Kiehs die weibliche Gestalt über die Straße und warf ihm ein Sträußchen zu, so geschickt, daß es seine Lippen traf wie eine Liebkosung. Wie gestern war es ein Sträußchen von Vergnellen, die eben erst gepflückt worden waren, und von so starkem Geruch, daß die Luft um ihn davon ganz durchduftet war.

(Fortsetzung folgt.)

Sonntagsplauderei.

Ich habe eine wunderschöne Geliebte. Wenn Bekümmernis, Verzagttheit und Ermüdung mich niederdrückt, dann flüchte ich mich zu ihr und berge meine Thorheit in ihrer treuen Hut. Sie war mir Spielkin der Kindheit; als die Sturmjahre des Jünglings kamen, war ich wohl alltäglich bei ihr. Jetzt komme ich seltener. Die Zeit fehlt mir zum Träumen und ich habe keine Muße, mir zu überlegen, ob ich bekümmert, verzagt und ermüdet sei. Sie beklagt sich bereits, daß ich sie vernachlässige, sie schilt mich einen Philister, einen Hans Langweil, einen Ebebold. Eines Tags schleiche ich mich aber dann doch wieder zu ihr, und wenn ich von ihr gehe, erglänzen, wenn auch nicht die durch die Bielleserei rettungslos ermatteten Augen, so doch die Kniefer glühend in frischer strahlender Heiterkeit. Sie fragt nicht, ich rede kaum ein Wort. Sie fühlt, auch ohne daß ich anspreche, alles, was ich denke, was mich quält und drängt, meine Sehnsucht und meine Zweifel. Sie zieht mich in ihre kühlen Arme, flücht meinem mütterlichen Schädel eine weiche Wiege aus ihrem blauen Haar, in dem goldne Sterne zu glühern scheinen, und küßt mich leicht auf die Stirn. Ich aber schaue das Spiel ihres Lebens, wie unter der durchsichtigen Haut in kristallener Klarheit ihr Blut eilt, das wie die Abendröthe leuchtet, ein feines, silbernes Rauschen raunt von den roten Quellen ihres Lebens, die tausend-

fältig verästelt strömen Tag und Nacht. Und ich blide und empfinde alle Wunder der Welt, indem ich dem Spiel ihres Lebens, geruhig träumend, folge.

Aber meine Geliebte tröstet nicht nur meine Uraast, spendet mir nicht nur Frieden und Daseinsfülle, sie lemt auch manderlei praktische Wissenschaft und weiß mir in den Wölen des Tages wohl zu raten. Besonders auf's Wetterkundigen versteht sie sich meisterlich, und so bin ich denn gestern, weil ich Pfingsten wandern will, zu ihr hinaus gegangen, um sie zu befragen, ob uns Pfingsten die helle Sonne scheinen wird. Ich brauchte auch nicht lange zu warten, da tauchte meine Waldfrau aus dem Grimwaldsee empor, schwamm ans Ufer und ließ sich neben mir nieder. Sie erkundigte sich teilnahmsvoll — aber ohne zu sprechen, nur durch Verühren meiner Stirn — nach Weib und Kindern, nach dem „Vorwärts“, nach der Preßkommission und dem Grafen Waldersee. Wie ich jedoch bescheiden mein Anliegen vorbrachte und sie nach dem Pfingstwetter fragte, da erhob sie sich in unerwartetem Zorn, stampfte mit der zarten Sohle ihres weißen Fußes böse auf den Sand und schrie mit dem Grimm eines richtigen Menschenweibchens:

„Daß es doch regnete, jeder Tropfen groß wie ein Kürbis.“
Zum erstemal verstand ich meine Waldfrau nicht, und ich vermochte nicht die Ursache ihres grausamen Wunsches zu erraten. Die Geliebte aber erläuterte ihren Kluß:

„Damit Deine holden Menschenbrüder Pfingsten nicht in den Wald dringen.“

„Und warum sollen die Aermsten um den Ertrag ihrer lergen Feiertage kommen und bei tristem Regenvetter in engen Stuben und dumpfigen Kneipen hocken, anstatt sich im Freien zu tummeln?“

„Warum? Weil sie nicht wissen, daß der Wald ein Heiligtum ist, weil sie ihn mit ihrer dummen, rohen Schändlichkeit besudeln, weil sie seinen Frieden entweihen und seine Pracht mitleidlos zerstören. Schau Dich doch einmal um! Sieht er nicht aus wie ein Müllkasten, ja schlimmer; denn ein Müllkasten hat doch wenigstens einen gnädig verschüllenden Deckel, hier aber spreizt sich der ganze Luffat offen und schamlos. Gauen diese menschlichen Pfingstaussflüger nicht wie die Hunnen und geben keinen Bardon! O, es soll regnen, unbarmherzig regnen — das ist die einzige Rettung des Waldes, dessen die Menschen nicht würdig sind.“

Ich wagte nicht zu widersprechen; denn ich schaute rings um den See schauernd die Spuren des letzten sonntägigen Ausflugs der berlinischen Menschheit.

Die Waldfrau aber ward wieder mild, ließ sich neben mir nieder und lästerte zärtlich: „Lieber, Du hast doch Beziehungen zur Presse!“

„Leider!“ seufzte ich.
„Nun, so sag es ihnen doch einmal, wie sie sich im Freien zu benehmen haben. Sie brauchen doch nicht an dem unglücklichen wehrlosen Wald ihre Wut auslassen, daß ihnen die Eigenkümer der BerlinerSteinhöhlen mietkontraftlich keinen freien Aterzug gestatten!“

„Das will ich herzlich gern thun — wenn's nur was nützt.“
„Thut's nur, Joe, es wird schon helfen. Und dann soll's auch nicht regnen, sondern das ganze Fest über sein wie ein froher Maienmorgen.“

Und die Waldfrau lachte lustig und umschlang mich in alter Zuneigkeit.

Ich aber erfüllte mein Versprechen und widme allen Wanderern die folgende

Anweisung für Pfingstaussflüge.

§ 1.

Wenn Du den Beschluß fafst, am Feiertag ins Freie zu ziehen, so rüste zu Hause wohl einen Ferklober. Wickle aber jegliche Stulle und Schrippe sorgfältig in ein Zeitungspapier. Sei nicht sparsam: Besser sind zehn Hüllen als eine. Ausreichend dürfte sein, wenn Du jedes Stück in eine vollständige Sonntagsnummer des „Local-Anzeigers“ verpackst.

Damit die geschmierte Packware nicht trodnet, empfiehlst es sich, daß Du aus dem Gerümpel eine zerbrochene Gießkanne oder einen alten verrosteten Kochtopf nimmst und darin die eingewickelten Stullen und Schrippen birgst.

Die hart gelochten Eier legst Du am besten in Konservenbüchsen. Vor allem aber vergiß nicht, zahlreiche Flaschen auf den Weg zu nehmen, die Du mit Bier, Kaffee, Schnaps und Milch füllst. Auch ist es durchaus zu vermeiden, die Bürst bereits zu Hause von der Haut zu entblößen, denn Du wirst dich dann im Walde die Pelle sehr vermissen. Endlich ist auch das Mitnehmen von Apfelsinen, Bäcklingen und Koteletts ratfam.

§ 2.

Sobald Du im Walde angelangt bist, setze Dich mit den Deinigen auf den Boden und breite die mitgenommenen Vorräte aus. Jeden Zeitungsbogen mittlere malerisch zusammen und lasse ihn im Gras liegen. Ebenso verfähre mit den Eier- und Apfelsinenschalen, den Bäcklingstöpfen, Gräten, abgenagten Knochen und Bürsthäuten. Schließlich wirf die geleerten Flaschen so lange gegen den nächsten Baum, bis sie zerbrechen. Die gliebrunden Echerben nehmen sich dann inmitten der andren Ueberbleibsel sehr wirkungsvoll aus.

Auf diese Weise beherrschen den Wald nicht mehr die plumpen und sinnlosen Naturkräfte, die zweckwidrig den Boden mit Gräsern, Moosen und Kräutern bededen, sondern die herrlichen Errungenschaften des industriellen und agrarischen Menschenleibes.

§ 3.

Wanderst Du dann gefältig weiter, so achte wohl darauf, daß Du jeden Halm und jedes Blinlein, das Deinen Weg hemmt, zertrittst. Das sind doch nur Verkehrs Hindernisse, die das Gehen erschweren. Hast Du zufällig eine Dampfvalze bei Dir, so wird diese Dir in Deinem Bemühen, eine glatte Bahn herzustellen, wertvolle Dienste leisten.

Den Kindern trage auf, alles was sie an Blüten, Knospen, Karren, Sträutern finden, abzureißen. Sie sollen sich daraus schöne Stränke herstellen, die sie in ihren heißen Fingern so lange halten, bis sie welken und fortgeworfen werden. So werden zwei Zwecke auf einmal erfüllt: Erstlich werden die überflüssigen Gewächse entfernt und zweitens wird dann der leere Boden doch wieder anmutig mit den welken Bündeln geschmückt, die stimmungreich an die menschlichen Sonntagsfreunden und zugleich an die Vergänglichkeit alles Seienden erinnern.

Heidel-, Preisel- und Erdbeeren sind durchaus mit den Wurzeln anzureißen, weil es sonst eine Halbheit ist.

Wächst an irgend einem Strauch eine schlankte Rute, so schneide sie ja ab, trage sie fünf Minuten als Spazierstock, schäle dann die Rinde ab, zerwinde den Stab und wirf ihn in weitem Bogen davon, möglichst so, daß er bei dieser Gelegenheit einen vorübergehenden Menschen trifft.

§ 4.

Vergiß nie ein scharfes Messer mit zu nehmen. Nur so vermagst Du von den Bäumen mit angemessener Energie die Rinde und Borke zu entfernen; der Baum vertrodnet dann leicht und wird auf diese Weise unschädlich.

§ 5.

Gehst Du über eine Wiese, so unterlass es, den Weg zu benutzen; denn dort stehen keine Blumen, die Du anskrotten kannst. Laufe unter allen Umständen da, wo der spigigste Pflanzenwuchs sich breit macht.

Kommst Du an einem Getreidefeld vorbei — das gilt allerdings erst für die späteren Sonntage — so unterlass es nicht, Kornblumen und Kornräden herauszuholen. Du kannst dabei immerhin ein gut Teil der Getreidehalme nieder machen. Außerdem nimmt sich das Unkraut in seiner roten und blauen Farbenpracht schön aus; Du läßt es am zweckmäßigsten am Munde der Felder liegen, wo auch Deine Kinder bequem die genossenen Lebensmittel stoffwechseln können.

§ 6.

Solltest Du einen kleinen Bach treffen, so ist dieser höchst geeignet, den von Dir mitgebrachten Kochtopf oder die alte Gießkanne aufzunehmen. Hast Du noch einen Rest Zeitungspapier, so vergiß nicht, es an solcher Stelle abzulagern. Ebenso wird es passend sein, wenn Du Deine durchgeschwitzten Papiertragen hier von Dir wirfst. Die Konservenbüchsen hänge dagegen lieber an niedriges Gefiripp; das ziert die ganze Gegend.

§ 7.

Stößt Du auf einen Ameisenhaufen, so wähle ihn auf. Schmetterlinge fange ein und speise sie auf Nadeln; Libellen rufe die Flügel ab und Raikäfer stecke in Streichholzschachteln. Selbstverständlich wirft Du jedes Vieckfägen mit Steinen bombardieren.

§ 8.

Glühende Cigarrenstummel sind möglichst an sehr trockenen Stellen niederzuliegen. Der darauf entstehende Waldbrand sieht interessant aus und befördert Deine Aufgabe, die Unebenheiten der Gegend zu beseitigen.

§ 9.

Fährst Du im Kahn auf einem See, so schauke so lange, bis er umschlägt. Bist Du dann gerettet, so schimpfe auf den leichtsinnigen Bootsverleiher, der so gefährliche Fahrzeuge hat.

§ 10.

Siehst Du in einem Wirtsgarten am Wasser, so wirf unverzüglich in die Flut alle Bierseidel, die Dir zugänglich sind. Das giebt dem Grund ein malerisches, mannigfaches Ansehen. Auch alte Stiesel sind für diesen Zweck recht gut zu verwenden.

§ 11.

Sei im Wald und auf der Heide niemals nistern.

§ 12.

Sollten auf Deinem Wege Vögel singen, so brauchst Du Dir das nicht gefallen zu lassen. Du wirst vielmehr, um die unerschämten Geräusche zu überhören, möglichst laut den neuesten und blödsinnigsten Gassenhauer pfeifen. Und wenn die Vögel dann noch nicht den Schnabel halten, so greife zur Kadavrlöte.

Manche Leute behaupten: die Stille ist die Schönheit des Waldes. Belehrt diese Leute, daß der Lärm die Seele der Landpartie ist.

Wird nach dieser Anweisung pünktlich und gewissenhaft verfahren, so ist die Gewähr dafür geboten, daß binnen weniger Jahre alle Wälder und Wiesen meilenweit um Berlin tadelloser Vaupläge geworden sind. Und wenn der Sanden und die andern Hofhypothekenbankiers, die zur Zeit in Noabit weilen, wieder herankommen, dann können sie in dem ganzen Revier achtstündige Häuser bauen lassen und beleihen, und der Mietskontraft und die Hausordnung wird auch dort segensreich walten. —
Joe.

Kleines Feuilleton.

pr. Mitleid. Es ist am Vormittag eines Sommersonntags. Die Sonne brennt; die Luft ist schwülbeig. Auf der langen grauen Landstraße, die aus der Stadt in den Wald und durch diesen nach dem kleinen Dorf mit den vielen Vergnügungslotalen am Wasser führt, ist es noch nicht allzu lebhaft. Radfahrer sausen vorüber. Unter ihnen wiebelt der zollhohe Staub der Straße wie trockenes Mehl auf. Jetzt raffelt ein rumpeliger Kastenwagen, von einer elenden Mähre, gezogen, daher. Eine dicke Staubwolke fliegt auf und schwingt sich auf den Weg, der neben der Straße im Walde entlang führt. Sie hüllt die kleine Gesellschaft von jugendlichen Damen und Herren, die hier dahinpilgert, in einen dichten Schleier. Die Damen schreien und flüchten nach allen Seiten; die Herren schimpfen. Ein junger Mann mit Cylinder und gelben Glacés stellt sich an den Rand der Straße und zeigt mit vor Erregung zitternder Hand auf die Ursache des staubigen Uebel-falls: „Können Sie nicht vernünftig fahren? Ueberhaupt: ich werde Sie wegen Tieranarterei anzeigen. Sie Schänder!“

Der arme Gaul leucht und pustet mühsam den hier etwas hügeligen Weg hinauf. Die Damen überbieten sich in Ausdrücken der Entrüstung und des Bedauerns. Der junge Mann mit dem Cylinder hat sein Notizbuch gezogen, neigt mit wichtiger Miene den Bleistift und versucht, die Firma des Wagens zu erkennen. Die Insassen des letzteren johlen und höhnen; der Kutscher schwingt die Peitsche, und mit einer gewaltigen Kraftanstrengung entzieht der Gaul seinen Beschühern die Möglichkeit, seine Peiniger festzustellen. Der junge Mann läßt sein Notizbuch mit Goldschnitt elegant in die Modtasche gleiten und beginnt einen Vortrag über Tierchutz und Staubverhütung.

Man hört ihm andächtig zu und stimmt lebhaft bei. Der Wort-führer gerät infolge dessen in eine gemüthlichere Stimmung, welche auf seine Zuhörer belebend zurückwirkt. Lachend und faule Witze machend, wandert die Gesellschaft weiter. Plötzlich schreit eine junge Dame leicht auf und zeigt auf einen Mann, der aus einem schmalen Seitenwege getreten ist. Auf dem Kopf sitzt ihm ein arg aus der Façon gekommener Strohhut; an dem verschliffenen Anzug hängen Halme, Blätter und Fasern; unter der Jacke sieht ein blaugestreifter Kittel hervor. Der Wortführer der Gesellschaft schrickt zusammen. Als er aber das bittende Gesicht des struppbärtigen Mannes sieht, erwidert sein Mut: „Was fällt Ihnen denn ein, anständige Leute so in Schreck zu jagen?“ Der junge Mann sagt's in herrischem Ton.

Der also Angefahrene murmelt etwas von „entschuldigen“. Dann beginnt er mit leiser, abgebrochener Stimme zu erzählen: „Ich hab' doch die ganze Nacht hier geschlafen. Wir haben ja doch keine Schlafstelle nich, meine Frau und ich. Au is sie in de Stadt gegangen, mal nachzusehen, ob sich nicht findet. Ich darf ja so nich kommen, wie ich ausseh. Arbeit krieg ich nich; mir nimmt ja keiner mehr. Das geht in schon 'n paar Monate. Krank wird man und schwach — was soll man machen. Kein Pfennig is da. Man muß fechten. Keine Arbeit kriegt man nich...“

„Menschenskind“, erzählen Sie uns doch keine Dosen!“ Der wichtige junge Mann hat sich imponierend aufgerichtet.

„Was?“ In dem Gesicht des Bärtigen zuckt es. „Ja, natürlich. Fauler Zauber, alter Junge! — Aber Fräulein Hedden, Sie werden doch nicht?“

Fräulein Hedwig war in den Hintergrund getreten und hatte ihr Portemonnaie gezogen. Nun wird sie blutrot und steckt es wieder ein.

Der Wortführer wendet sich noch einmal energisch an den Witlenden, der, den Hut in der Hand, mit schweratmender Brust dasieht: „Sie denken wohl, wir sind aus Pommern? Ne, mein Lieber, wir kennen die Pladusen! Arbeitssuchen sind Sie, weiter nichts!“

Der andre zittert: „Sie... Sie dürfen mich nicht beleidigen!“ „Beleidigen! Na, mi hört bloß mal! Am Ende kann man Sie ooch beleidigen!“

Der Behöhte ballt die Hände und stößt hervor: „Ja! Sie... Sie... pfui! pfui!“

Der Wichtige hatte schnell einige Schritte gemacht. Nun sagte er drohend aus der Entfernung: „Menschenskind, machen Sie sich nicht unglücklich. Sonst schide ich Ihnen einen Gendarm auf den Hals. Werken Sie sich das, Sie alter... alter Schänder!... Kommt!“ Damit stolzierte er inmitten seiner Gesellschaft weiter.

Der Bettler steht mit glühenden Augen: „Hund, verdammter!“ Langsam, gebengt schleicht er in den Seitenweg.

Der junge Mann fühlt sich sicherer; er gewinnt seine stolze Haltung wieder und sagt so von oben herab: „Ich glaube gar, Fräulein, Hedden, Sie wollten dem alten Halunken Geld geben!“

Fräulein Hedwig wird wieder blutrot und stottert: „Nein, ach nein, ich — ich wollte bloß mal nachsehen, ob ich meine Fahrkarte nicht verloren habe.“

Der junge Mann nicht befriedigt: „Das ist nämlich eine ganz gefährliche Sorte! Nicht arbeiten und das anständige Publikum neppen!“ Er sieht sich noch einmal ängstlich um. Niemand ist zu sehen. Aber erstamt hasten die Blide dort unten, hinter der Lichtung; in breiten, schwarzen und gelben Wolken steigt's rasch herauf wie die Nacht. Schon pfeift es leise in den Hörenwipfeln, auf der Straße wiebelt, wie von unsichtbarer Kraft gehoben, niedrige, dicke Staub-Kumpen dahin, dumpfes Rollen grollt in der Ferne.

„Gewitter! Au aber los!“ Der Wichtigeuer verliert seine Haltung und nimmt den Cylinder in die Hand. Die Damen schlagen die Kleider über die Hüte, im Trab geht's weiter.

Als die ersten dichten Tropfen fallen, ist das Dorf schon in Sicht. Im Galopp wird das nächstgelegene Lokal gestürmt. Der Wirt empfängt die Angeworbenen. Er weist ihnen einen Tisch in der wenig besetzten Halle an, zeigt gen Himmel, sagt: „Is das nu nich eine Gemeinheit?“ und empfiehlt den Herrschaften jungen Gänsebraten. Die Herrschaften bestellen und machen es sich bequem.

Mit ungläublicher Fügigkeit wird das Essen serviert. Die Portionen sind riesengroß, der Appetit ist's nicht minder.

Während der Mahlzeit schreitet der Wirt wie ein brummender Bär hinterm Gitter in der Halle auf und ab. Er hat ein Leiden-lutschergericht aufgesteckt und schielt hin und wieder auf die Miesen-portionen. Er denkt daran, daß jede derselben bei gutem Wetter drei gegeben hätte. In jedem besetzten Tisch wiederholt er im Märtrerton: „Is das nu nich eine Gemeinheit?“ Schließlich setzt er sich mit derbem Rud in eine Ecke und beginnt Ectes zu trinken — vor Verzweiflung, wie er sagt.

Der wichtig thnende junge Mann hat seinen Gänsebraten ver-tilgt; aufmerksam beobachtet er den Wirt, nicht einigemal tiefstimmig vor sich hin und zündet sich feuchend eine Cigarette an. Die große Portion wirkte wohlthätig auf sein Gemüt, und so hält er den Uebri-gen einen von edlem Mitgeföhl getragenen Vortrag über das ungewisse, bedauernswerte Loos der Restaurateure. Das müsse einem die ganze Sonntagsstimmung verderben.

Fräulein Hedwig läßt ihre mitleidigen Aenderungen einen Moment auf dem einsamen, verzweifelten Trinker in der Ecke haften. Dann sagt sie leise: „Der arme Wirt!“

„Ja! der arme Wirt!“ Der junge Mann macht ein bitteres Gesicht.

„Der arme Wirt!“ Die Uebri-gen der Gesellschaft wiederholen es. Und wie ein Echo läuft es von einem besetzten Tisch zum andern: „Der arme Wirt! Der arme Wirt!“ —

— **Der Wasserfaß der Transvaalboeren** ist ein meist vier-ediger Flüssigkeitsbehälter aus dicke, fegelechartigem Stoff, den man in möglichst vielen Exemplaren an allen verfügbaren Vors-prüngen des Wagens mitführt und zu beiden Seiten des Pferdes an Sattel befestigt. Durch das langsame Verdunsten des Wassers an der Oberfläche des Sacks wird sein Inhalt so angenehm kühl, daß man den Mangel an Eis in Südafrika eigentlich nie empfindet. Außerdem hat der undurchsichtige Wasserfaß den großen Vorzug, daß man nicht sieht, was man trinkt; es mißt dem sein, daß man sich als Kulturmenschen aufspielen und das Wasser vorher in ein Glas gießen wollte, eine Prozelei, für die man durch den Anblick des Ge-tränks in gerechter Weise gestraft würde. (Aus: „Unter dem deutschen roten Kreuz im südafrikanischen Krieg“. Von Dr. H. Küttner. Leipzig. E. Herzl.)

Technisches.

— Die Verwendung von Spedstein als Baustoff wurde, wie das „Centralblatt der Bauverwaltung“ mitteilt, zuerst auf der Ausstellung in Stockholm im Jahre 1897 gezeigt, und zwar an architektonischen Ornamenten. Wegen seiner leichten Bearbeitung und seines dichten Gefüges haben die Chinesen den Stein schon seit langer Zeit zu Rippesfiguren angewandt. In Europa, mit Aus-nahme vielleicht des Uralgebirges, wird der Spedstein nur an einigen Stellen in Skandinavien und der italienischen Schweiz angetroffen, in größeren Mengen kommt er aber, und zwar in guter Beschaffen-heit, im nordöstlichen Finland vor, so daß es nicht aus-geschlossen ist, daß er auch in Deutschland für Bauzwecke Eingang finden wird. Wenngleich der Preis die Verwendung bei gewöhn-lichen Steinarbeiten ausschließen wird, so dürfte seine leichte Verarbeitungsfähigkeit bei uns einen Wettbewerb bei Bildhauerarbeiten zulassen. In Finland soll Spedstein neuerdings bei Werksteinfronten zu Säulen und Ornamenten in Anwendung gekommen sein. Der Spedstein ist so weich, daß er mit für Holz bestimmten Werkzeugen bearbeitet und mit Sägen geschnitten werden kann, auch läßt er sich leicht hobeln und drehen. Den Witterungseinflüssen widersteht er mehr als jedes andre Gestein, und seine Feuerbeständigkeit beweist die bekanntlich mannigfache Verwendung zu Gasbrennern, zu feuer-festen Gefäßen und zum Auskleiden von Schmelzöfen. —

Humoristisches.

— Ein neues „Drett!“ Wie ist dem gestern die Disfettanten-Vorstellung ausgefallen?

„Schredlich! Nichts klappte, Keines konnte seine Rolle, Jedes sprach, was ihm gerade einfiel — kurz das reinste „Drunter- und Drüber-Drett!““

— Genau. Eise: „... Ach Papa, sei nicht so hartherzig, ich muß eine Sommertoilette haben!“ (Fällt in Ohnmacht.)

Vater (zum anwesenden Bräutigam): „Die Ohn macht geht schon auf Ihr Konto!“ —

— Ein kleiner Pessimist. Vater (zu seinem Vuden, der zum ersten mal in der Schule war): „Nun, Peperl, wie hat's Dir denn in der Schül gefallen?“

Peperl: „Vater, i' mein, es wär' g'scheidter gewes'n, wir hätten's lieber gar net ang'fungen!“ —

(„Flieg. Bl.“)